

Zwei Freunde

© Copyright 2007 Georg Siemon

Ich weiß nicht wieso. Im Morgengrauen erwacht, bin ich nicht im Heute. Ich lebe in der Zeit vor fünfzig Jahren. Der Film läuft, er ist noch schwarz-weiß, etwas unscharf und flimmert ein wenig. Trotzdem sehe ich sein Bild genau vor mir mit seiner großen, sehr mageren, buchstäblich dünnen Gestalt, den schönen Augen und dem sanftmütigen Aussehen. Auch tanzen sehe ich ihn, im Buchenwald, ganz in der Ferne. Das sind Bilder, die ich nie vergessen werde.

In dieser Zeit führte ich ein ruhiges, geregeltes Leben. Keine besonderen Vorkommnisse störten den gleichmäßigen Ablauf. Wie ein Uhrwerk tickte es, Tag für Tag. Morgens um acht Uhr fuhr ich mit der Straßenbahn die fünf Stationen zur Stadtparkasse. Mein Schalterdienst war einfach, Geld konnte ich fast so schnell zählen wie heute die Maschinen. Die Kunden waren problemlos, ich war freundlich zu ihnen, sie waren freundlich zu mir, wir kamen glänzend miteinander aus. Selten hatte ein Kunde ein überzogenes Konto, im Gegenteil. Wenn ich abends nach Hause fuhr, war mein Kopf frei von geschäftlichen Problemen, ich konnte meinen privaten Gedanken nachhängen. Wenn die Trambahn quietschend und ratternd die scharfe Kurve nahm, stand ich mechanisch auf und stieg am nächsten Halt aus. Nun hatte ich noch ein wenige Minuten zu meiner Junggesellenwohnung zu laufen. Auf diesem kurzen Weg musste ich ein Wohnheim irgendeiner sozialen Organisation passieren. Das war das einzig Besondere auf meinem Heimweg. Dort standen immer viele Menschen, redeten laut, lachten, spielten Fußball oder Federball, manche saßen auf einer Mauer und pöbelten die Passanten an oder lungerten gelangweilt herum. Ich musste mich immer durchschlängeln und war jedes Mal froh, wenn ich den Trubel hinter mir gelassen hatte. So auch an jenem Abend, nur mit dem Unterschied, dass ich *ihn* sah, zuerst flüchtig, wie man sich ansieht wenn man aneinander vorübergeht ohne sich zu kennen. Er saß ruhig, wie verloren, an der Mauer. Doch etwas in seinem Gesichtsausdruck ließ mich genauer hinsehen. Auch er blickte mich an und in dem Moment, als ich an ihm vorbeiging, stand er auf und lief mit mir. Zunächst dachte ich, er würde gleich wieder umkehren und zurückgehen. Aber er tat nichts dergleichen. Ich lief weiter, als bemerkte ich ihn nicht. Er blickte mich ab und zu von der Seite an, das spürte ich. Als wir an der Haustür angelangt waren kramte ich die Schlüssel aus der Tasche und überlegte, wie ich ihn loswerden könnte. Schließlich sagte zu ihm:

„Geh heim!“

Etwas Besseres fiel mir im Moment nicht ein. Er machte keinerlei Anstalten zu gehorchen. Nochmal sagte ich und es wurde fast ein Schreien:

„Ab nach Hause, aber schnell!“

Er sah zu mir herauf und bewegte langsam seinen Schwanz hin und her, als wenn er sagen wollte: „Wir sind doch daheim, mach, schließ auf!“

Ich öffnete vorsichtig die Tür, zwängte mich durch und schloss sie rasch wieder. Erleichtert atmete ich auf. Er war ausgesperrt! Zunächst war es still, aber dann hörte ich ihn draußen winseln. Drei Stockwerke stieg ich langsam empor, er weinte unten unentwegt. Ich blieb stehen, war unschlüssig, hatte mittlerweile ein schlechtes Gewissen. Meine Eltern meinten immer, ich hätte einen weichen Charakter, aber ich sagte mir jedes Mal, dass das Unsinn sei, und hielt mich selbst für einen harten Burschen. Also, Augen zu und durch! Haustiere waren im Haus sowieso nicht erlaubt, erinnerte ich mich.

Ständig hörte ich ihn leise piensen, es war im Treppenhaus gut zu hören. Er weint tatsächlich, dachte ich. Sehr zögerlich und langsam ging ich wieder nach unten und entschied spontan, wenn er noch da ist, wenn ich öffne, lasse ich ihn rein. Als ich die Tür behutsam aufmachte, duckte er sich etwas, als erwarte er Prügel, blieb jedoch unbeweglich stehen und schwänzelte kräftig. Erst als ich ganz leise, wie zu mir selbst, das

Wort „Komm“ sagte, lief er an mir vorbei und machte vor der ersten Treppe Halt. Ich ging sehr langsam die vier Stockwerke nach oben zu meiner Wohnung. Er folgte mir auf dem Fuß. Wir traten ein. Sofort legte er sich hinter der Wohnungstür auf den Läufer. Den Kopf hatte er auf die Pfoten gelegt und schien sehr zufrieden zu sein. Ich kramte eine Schüssel unter der Spüle hervor, goß Wasser hinein und stellte sie neben ihn. Er stand auf und schlapperte gemächlich. Dabei wedelte er zufrieden mit seinem Schwanz. Ich beobachtete ihn beim Saufen. Ein prächtiger Schäferhund könnte er sein, wenn er nicht so mager und abgezehrt wäre, dachte ich. Schmutzig oder ungepflegt war er nicht. Ein Halsband hatte er an, jedoch ohne Steuermarke. Ich suchte etwas zum Fressen für ihn. Weil nichts anderes da war, entschied ich mich für Rührei mit Fleischwurst – kleingeschnitten. Wir teilten uns die Portion. Es schien ihm zu schmecken. Im Handumdrehen hatte er alles aufgefressen und reckte den Kopf nach mehr. Aber meine Vorräte waren begrenzt. Den ganzen Abend überlegte ich, was nun zu tun sei. Morgen bringe ich ihn ins Tierheim, entschied ich schließlich.

Als ich am nächsten Morgen nach ihm sah, lag er immer noch hinter der Wohnungstür. Er stand auf und begrüßte mich mit weit ausholenden, aber langsamen Schlägen seines Schwanzes, als wenn er sagen wollte: „Es war schön warm hier bei dir, ich hatte eine gute, ruhige Nacht, und du?“ Als Frühstück gab es noch einmal das Gleiche wie am Abend zuvor. Mehr hatte ich nicht zu bieten. Es erschöpfte meine Vorräte. Wir teilten wieder. Er war sichtlich zufrieden und leckte, als ich in seine Nähe kam, meine Hand. Von einer öffentlichen Fernsprechkabine rief ich meinen Chef an und schilderte ihm meine Situation. Er gab mir ohne Umstände einen Tag Urlaub. Aus einem Ledergürtel bastelte ich eine Leine. Als die Straßenbahn hielt, stiegen wir in den zweiten Wagen und stellten uns auf die vordere Plattform, wie es Vorschrift ist für Fahrgäste mit viel Gepäck oder mit Haustieren. Der Schaffner kam, ich zeigte meine Dauerkarte.

„Und der Hund“, schnautzte er mich an.

Ich sagte ihm dass, es nicht mein Hund sei, ich wolle ihn nur ins Tierheim bringen, wüsste aber nicht genau, wo es sei. Er stellte einen Fahrschein für Kinder aus, gab ihn mir und verlangte eine Mark.

„Ich sage Ihnen Bescheid, wenn Sie aussteigen müssen“, fügte er unfreundlich hinzu.

Auf dem fast unleserlich gewordenen Hinweisschild stand: „Zum Tierheim 800 Meter“. Also machen wir einen Spaziergang, dachte ich. Wir waren noch nicht weit gelaufen, als mein Begleiter stehen blieb und zu keinem Schritt mehr zu bewegen war. Wie ein störrischer Esel stemmte er alle vier Beine in den Boden, als ich ihn ziehen wollte. Ich musste einsehen, dass es so nicht ging, nahm ihm die provisorische Leine ab und lief allein weiter. Er setzte sich und sah mir nach. Ich lockte und rief ihn mehrfach, er rührte sich nicht vom Fleck. In der Nähe des Tierheims machte ich kehrt, er saß noch am gleichen Platz und als ich an ihm vorbeiging, machte auch er kehrt und lief an meiner Seite zurück zur Straßenbahn. Wir fuhren wieder nach Hause. Sofort legte er sich wie gewohnt hinter die Tür. Mir fiel ein, dass Hundefutter nötig war. Also gingen wir einkaufen. Er wartete brav vor dem Geschäft sitzend, bis ich, beladen mit Köstlichkeiten für ihn und mich, wieder herauskam.

Klar, einen Namen musste er haben. Leo wollte ich ihn rufen. Das Erstaunliche war, wie ich später feststellte, den Namen brauchte ich kaum einmal zu benutzen. Er wusste ohne Kommando immer, was zu tun war oder was ich von ihm erwartete, es war wie Telepathie. Gingen wir von zu Hause weg, lief er neben oder etwas hinter mir. Gingen wir jedoch in Richtung Wohnung, lief er zwei, höchstens drei Schritte vor mir, als wollte er mir den Weg zeigen, schaute sich aber ständig um, ob ich auch folgte. Eine Leine hatte ich gekauft und immer dabei, gebrauchte sie aber nie.

Morgens und abends konnte ich ihn ausführen. Aber mittags? Ich musste jetzt unbedingt jemanden finden, der das tagsüber erledigen konnte. Elsbeth – eine fünfzehnjährige Schülerin aus dem zweiten Stock, war die rettende Idee. Sehr tierlieb war sie, das wusste ich und erklärte sich zum Glück sofort bereit mit meinem neuen Freund täglich nach dem Mittagessen einen Spaziergang zu machen. Auch ihre Eltern waren einverstanden. Ich machte alle miteinander bekannt. Elsbeth bekam von mir einen Wohnungsschlüssel. Es klappte gut. Wenn ich abends heimkam, wartete Leo schon auf den Spaziergang mit mir. Ich hatte den Eindruck, dass er mit seinem neuen Leben ganz zufrieden war.

Beim Tierheim hatte ich ihn telefonisch als Fundhund gemeldet, aber es kam niemals eine Nachfrage, niemand vermisste ihn. Mit den übrigen Hausbewohnern gab es keine Probleme. Er war ein freundlicher Hund. Wenn wir im Treppenhaus jemandem begegneten, konnte ich beobachten, dass er wie ein Gentleman dem anderen Vorrang einräumte, ihm Platz machte und höflich stehen blieb. Jeder bedauerte ihn wegen seiner Magerkeit. Nachdem ich einmal erwähnt hatte, Fleischwurst sei seine Lieblingsspeise, steckten mir zwei ältere Damen manchmal eine halbe Fleischwurst zu. Ob es wirklich seine Lieblingswurst war, weiß ich nicht, ich habe es niemals mit einer anderen versucht. Jedenfalls schien er sie sehr gerne zu fressen. Sie war für ihn offensichtlich eine schmackhafte Abwechslung zu seinem Hundefutter. Der Hausbesitzer, eine Wohnungsgesellschaft, wurde auch nicht vorstellig. Allem Anschein nach waren wir geduldet.

Seine Magerkeit wich allmählich besseren Proportionen. Im Laufe der Zeit war Leo ein Prachtkerl geworden und ich war mächtig stolz auf ihn. Auch die Hausbewohner bewunderten ihn jetzt. Niemals bellte er, wenn er in der Wohnung hinter der Tür auf seiner weichen Woldecke lag, von deren Existenz ich gar nichts mehr gewusst hatte. Bei der Suche nach etwas Geeignetem als Unterlage für ihn hatte ich sie in einem meiner Schränke entdeckt. Passend für seine Größe zusammengefaltet legte ich sie ihm hin. Er beschnupperte sie ausgiebig und umständlich, schaute mich fragend und ungläubig an, wie ich mir einbildete. Als ich ihm bedeutete, dass das nun sein Bett sei, legte er sich zunächst unsicher und ganz vorsichtig darauf, blickte mich jedoch wiederholt prüfend an, ob ich auch einverstanden sei. Doch sehr bald benutzte er sie wie selbstverständlich. Wenn sich im Treppenhaus etwas regte, lauschte er nur, war es laut, stand er auf und roch direkt am Türspalt, manchmal hörte ich ihn dabei auch sehr leise knurren. Wenn es Elsbeth war, die zu uns heraufkam, bemerkte er es sofort. Dann stand er schon freudig wedelnd hinter der Tür, bevor ich ihr geöffnet hatte. Leo hielt sich ausschließlich im Flur auf. Niemals versuchte er in die Küche oder ins Wohnzimmer zu kommen. Der Flur war sein Zuhause. Im Laufe der Zeit waren wir zusammengewachsen, wie gute Freunde geworden, die sich gegenseitig alles anvertrauen können. Ich hatte immer den Eindruck, dass er mich verstand, auch ohne Worte. Jedes Mal wenn ich über ihn nachdachte, war ich froh, dass ich ihn gefunden hatte und er bei mir war. Mein Leben war durch ihn unterhaltsamer, erlebnisreicher und ausgefüllter geworden. Ohne ihn zu leben, konnte mir gar nicht mehr vorstellen. An schönen Sonntagen packte ich häufig frühmorgens in der Küche meinen kleinen Rucksack mit Getränken und Verpflegung für uns. Wir fuhren dann mit der Straßenbahn bis zur Endstation und machten von dort Ausflüge ins Grüne. Meistens plante ich Rundwanderungen von ein paar Stunden Dauer. Sobald ich mir in der Küche am Rucksack zu schaffen machte, hörte ich ihn im Flur leise und aufgeregt winseln und unruhig hin und her laufen. Er wusste wohl, was ich tat, und freute sich offensichtlich schon auf das Kommende.

Etwas länger als ein Jahr waren wir bereits zusammen. An einem klaren, warmen

Sommersonntag war es, als wir wieder einmal mit der Straßenbahn zur Hohemark gefahren waren, dem Ausgangspunkt zu Wanderungen im Taunus. Wir waren in bester Laune schon weit durch Wald und Feld gestreift und ungefähr am Scheitelpunkt unserer Rundwanderung angelangt. Auf einem breiten, malerischen Waldweg durch einen Buchenhochwald bemerkte ich zu meiner größten Verwunderung, dass er sich allmählich immer weiter und weiter von mir entfernte. Weiter, als er es jemals zuvor getan hatte. Er begann schneller zu laufen. Ich tat, was sonst nie notwendig war, ich rief laut und aufgeregt: „Leo!“ Doch statt zu mir zu kommen, lief er spielerisch hüpfend und sich dabei um sich selbst drehend einen Kreis, es sah aus als tanze er. Nachdem er den halben Kreis vollendet hatte, blieb er einen Augenblick stehen, schaute aufmunternd zu mir zurück, als wollte er sagen, komm, spiel und tanz mit mir. Dann lief er weiter, schneller als zuvor. Ich rief ihn sofort wieder. Jedes Mal passierte das Gleiche, er tanzte einen Kreis, hielt auch immer einen Moment inne, um zu mir zurückzublicken, und bellte kurz. Als er schon fast außer Hörweite war, rief ich ein letztes Mal, jetzt aus Leibeskräften: „Leooo!“ Er tanzte wieder, blieb stehen, schaute zu mir zurück, wesentlich länger als sonst, und bellte ein paarmal. Vielleicht wollte er mir zurufen: „Lebe wohl, mein Freund, mach's gut und danke für alles ...“